

4 Zeit-Variationen: Zusammenspiel von Wiederholung und Neuerung

4.1 Stabilität ohne Ermüdung, Kreativität ohne Chaos

Wie schon im Auftakt-Kapitel betont, sind Wiederholung und Neuerung zentral für zeitliche Ordnungen. Beide und vor allem ihr Zusammenspiel sind wichtig für unsere Orientierung in der Wirklichkeit. Das schlägt sich sowohl im individuellen Erleben als auch im gemeinschaftlichen Zusammenleben nieder. Auf die Bedeutung im Bereich des Uhrenbaus und physikalischen Zeitmessens wurde bereits hingewiesen: Hier wird zum einen die Wiederkehr von Ereignissen benötigt wie etwa das Schwingen eines Pendels; zum anderen gibt es aber einen Faktor der Neuerung – beispielsweise die herabsinkenden Gewichte der Pendeluhr, die (zumindest ohne zusätzliches Eingreifen) nicht in ihre vorherige Position zurückkehren.

Beim Erleben und Zusammenleben bietet die Wiederholung Rückhalt und Stabilität. Es gibt etwas, das wiedererkannt wird. Aber wieder und wieder exakt das Gleiche zu erleben, wäre eintönig und würde zu Ermüdung führen. Es bedarf auch der Neuerung als Element des Schöpferischen oder Kreativen.⁶⁶ Oder zumindest bedarf es einer neuen Betonung in der Abfolge, einer Taktverschiebung, damit es nicht zu Bedeutungsverlusten kommt. Wenn alles immer gleich betont wird, die Gültigkeit von allem immer gleichbleibt, wird es eben dem Wortsinne nach *gleichgültig*. Ein simples Beispiel aus dem Bereich der Sprache ist die sogenannte semantische Sättigung, der sich etwa auch der Dadaismus häufiger bedient hat: Wenn

⁶⁶ Vergleiche hierzu etwa Whitehead 1958 [1929a], S. 25–32, und Whitehead 1967 [1933], Kapitel XI. Überhaupt schließen sich folgende Überlegungen zu Wiederholung und Neuerung viel stärker einer pragmatischen Tradition an (zu der ich auch Whitehead zähle) als einer hegelschen, wie man sie etwa in Gilles Deleuze 2007 [1968] findet. Zudem wird Zeit bei Deleuze (1) in einer spezifisch modalzeitlichen (genauer: präsentistischen) Weise verstanden und (2) allein auf die Wiederholung bezogen. Beides sind starke Voraussetzungen beziehungsweise Einschränkungen, die hier gerade nicht getroffen werden sollen. Im Vergleich zu neueren französischsprachigen Denkern ergeben sich Parallelen eher zur Rhythmusanalyse und den Musikbezügen bei Henri Lefebvre 2004 (einführend dazu Rau 2019). Gemeinsame Anklänge ergeben sich außerdem zu Arbeiten von Paul Ricœur: Ricœur 1986 [1975], S. I, sieht seine metaphern- und zeittheoretischen Werke darin vereint, „dass das Phänomen, um das letztlich meine Gedanken kreisen, der Zusammenhang zwischen dem Schöpferischen und der Regel ist“. Dem nicht unähnlich wird im Folgenden ein Zusammenspiel von Neuerung und Wiederholung expliziert, an das sich neben zeittheoretischen auch methodische Überlegungen zum Variations- und Analogiebegriff anschließen. Und auch der Begriff der Erzählung oder des Narrativs ist hier wie dort wichtig.

man ein Wort immer und immer wieder wiederholt, verliert es beim Sprechen und Hören seine Bedeutung (höre Playlist-Beitrag #1).

Ein anderes Beispiel dafür, wie eintönig, ermüdend und leidvoll dauernde identische Wiederholungen sein können, bietet beispielsweise der Kino-Kassenschlager der 1990er *Und täglich grüßt das Murmeltier*, in dem der Hauptdarsteller wieder und wieder den gleichen Tag erlebt. Auch mag so mancher den sprichwörtlichen „grauen Alltag“ als in einem existenziellen Sinne ermüdend erleben. Tagesabläufe ähneln einander zu sehr. Es fehlen die Kontraste beim vermeintlich immer gleichen morgendlichen Duschen und Frühstücken, beim immer gleichen Weg zur Arbeit, der Routinen am Arbeitsplatz und so weiter. Es sind dann oft die berühmten „kleinen Dinge“, die einen wichtigen Unterschied machen und eben bedeutungsvoll werden: eine kleine Änderung in der morgendlichen Routine, das kurze unerwartete Gespräch mit dem Kollegen und Ähnliches. Ein Bewusstsein für die Wichtigkeit dieses Zusammenhangs zeigt sich – um einmal ein etwas exotisches Beispiel zu wählen – in Forschungen im Bereich der bemannten Raumfahrt. Hier geht es immer wieder um die Ermöglichung neuer Wahrnehmungen und Erfahrungen: Wie schafft man es, einer kleinen Gruppe von Menschen, die über einen langen Zeitraum in einem extrem kargen Umfeld die immer gleichen Routinen durchleben, neue Kontraste und Kontraststeigerungen zu bieten?⁶⁷

Aber umgekehrt darf es – im Weltall wie im irdischen Alltag – auch nicht zu viel Veränderung geben. Wenn tatsächlich *alles* anders wäre, würde uns völlig die Orientierung fehlen. Wir stünden dann schlicht einem unverständlichen Chaos gegenüber. Damit sollen individuelle Unterschiede im Erleben nicht geleugnet werden. Wie viel Wiederholung oder Routine jemand als angenehm erlebt und wie viel Neuerung ihr oder ihm lieb ist, ist unterschiedlich. Aber für jeden und jede gibt es wohl Grenzen, ab wann Situationen als zu monoton und ermüdend beziehungsweise zu wirr und chaotisch erlebt werden.

Wiederholung oder Neuerung begrifflich voneinander zu trennen, kann also durchaus hilfreich sein, sollte aber nicht dazu führen, sie gleichsam *in Reinform* für real oder wünschenswert zu halten. Das wäre dann erneut ein Fehlschluss deplatzierter Konkretheit. Betrachtet man sie aber lediglich als gegenläufige Tendenzen, die begrifflich zu trennen sind, so mag man sie mit F. W. J. Schelling und Friedrich Nietzsche gleichsam theatralisch etikettieren als einerseits das „Apollinische“, das das primär Ord nende und hier also die Wiederholung benennt, und andererseits das „Dionysische“, den Schöpferdrang, der alles Bekannte sprengt.⁶⁸

⁶⁷ Vergleiche beispielsweise Thirsk 2020.

⁶⁸ Vergleiche Schelling 2022 [1831–1832] sowie Nietzsche 2013 [1886]. Laut Nietzsche 2013 [1886], S. 261, bedeutet die Musik „als apollinische Kunst [...] doch nur, genau genommen, [...] Wellenschlag

Eine weitere klassisch griechische und idealtypische Unterscheidung, die in diesem Kontext zu nennen ist, ist die zwischen *Chronos* und *Kairos* – also der Götterpaarung aus stetem Zeitfluss und sich neu bietender Gelegenheit. Ebenfalls zu nennen, wenn es um frühe Hochkulturen geht, wäre hier auch das Zusammenspiel von Neuerung und Dauerhaftigkeit – oder etwas präziser: von Wandel und Vollendung – in der altägyptischen Zeitvorstellung.⁶⁹

Dass sich Wiederholungen in irgendwelchen Details voneinander unterscheiden, ist nicht nur wichtig, um eine Ermüdung in der Erfahrung zu vermeiden. Solche fortwährenden Unterscheidungen sind zentral auch im allgemeineren Kontext der kausalen Verknüpfung von Ereignissen. Im vorigen Kapitel wurde die Bedeutung von Kausalität als einer Art Bindemittel zwischen Ereignissen hervorgehoben. Hier hätte es in der Tat starke Auswirkungen, wenn mit dem Begriff der Wiederholung eine perfekte Identität gemeint wäre. Denn wenn es bei kausal verknüpften Ereignissen zu identischen Wiederholungen kommt, kann letztlich gar nicht mehr zwischen verursachendem und verursachtem Ereignis unterschieden werden. Statt einer klaren Gerichtetheit der Zeit käme es so zu einer fortwährenden Wiederauflage des Immergleichen.

Bereits zum Auftakt (Kapitel 1) wurde deshalb eine solch strikt zyklische Zeitordnung als idealisierte Grenzzidee beschrieben. Sie wäre bestenfalls der gleichsam dekadente Grenzfall eines Fortschrittsmodells, bei dem alles immer in sich selbst läuft.⁷⁰ Eine solche *ewige Wiederkehr* als unendlichen „Fortschritt“ zu benennen, wäre trügerisch, weil in ihr nicht der kleinste Spielraum für Veränderungen bliebe. Selbst der erwähnte Murmeltier-Kassenschlager lebt ja davon, wie sich die Hauptfigur, trotz aller Wiederholungen, im Detail immer wieder anders verhalten und andere kausale Zusammenhänge auslösen kann, wenn der Tag von Neuem beginnt.⁷¹ Es ist eben doch keine ewige und identische Wiederkehr. Denn das wäre in der Tat völlig trostlos und ermüdend – und würde thematisch kaum für einen Kinofilm taugen.⁷²

des Rhythmus“, während dasjenige „das den Charakter der dionysischen Musik [...] ausmacht, die erschütternde Gewalt des Tones“ sei; hier dränge „etwas Nieempfundenes [...] zur Äußerung“.

69 Vergleiche Assmann 1984.

70 Zu dieser Einschätzung kommt auch Koselleck 2006.

71 Die hier angedeutete Problematik ewiger Wiederkehr ist klar zu trennen von der Frage, ob man denn, wenn man sein Leben „noch mal von vorne beginnen“ könnte, wieder die gleichen Entscheidungen trafe. Letzteres hat weniger mit der Frage unendlicher Wiederholungen zu tun als vielmehr mit der Frage, ob man mit seinen Entscheidungen in gewisser Weise zufrieden ist und ein geschlossenes Narrativ des eigenen Lebens formen kann. (Mehr zum Begriff des Narrativs folgt in Kapitel 8.)

72 Ähnliche Erwägungen zur Frage mangelnder Neuerung kommen auch in der Auseinandersetzung zwischen Thomas Nagel 1979 und Bernard Williams 1973 zur Sprache – dort allerdings im Kontext der Frage, ob denn Unsterblichkeit etwas Wünschenswertes sei.

Zeitliche Ordnungen, die keine bloßen idealisierten Grenzfälle sind, bestehen also aus einer Mischung, genauer: einem Zusammenspiel von neuen und sich wiederholenden Ereignissen. Und da Erfahrungen selbst ebenfalls Ereignisse sind, überträgt sich dieser Befund direkt auf unsere Erfahrung von Zeit: Wiederholung und Neuerung sind das, was in jeder zeitlichen Erfahrung zusammenkommt. Völlige Eintönigkeit oder völliges Chaos würden schlichtweg nicht als zeitliche Ordnungen erlebt werden. Das, was erlebt wird, wiederholt sich immer nur in gewisser Weise und ist auch nur in gewisser Weise neu. Allgemein mögen sich Ereignisse strukturell sehr stark ähneln, aber im Detail sind sie jeweils einmalig – selbst in Fällen wie dem täglich grüßenden Marmeladentier.

Im Folgenden werde ich, um diese Art der Mischung und des Wechselverhältnisses zu beschreiben, auf einen Begriff aus dem Auftakt-Kapitel zurückgreifen, nämlich den der Variation. Während eine strikte Wiederholung eine Identität voraussetzt, verweist eine Variation auf eine bloße Ähnlichkeit – oder, mit Leibniz formuliert, auf eine Ausdrucksrelation. Ereignisse und Erfahrungen können in diesem Sinne *variieren*: Das heutige Frühstück kann eine Variation des gestrigen sein, das Gewitter der letzten Woche eine Variation des bevorstehenden.⁷³

4.2 Gemeinschaft und Ritual

Diese Bemerkungen über das Zusammenspiel oder Wechselverhältnis von Wiederholung und Neuerung gelten nicht nur für die zeitlichen Ordnungen von physikalischen und individuell erlebten Ereignissen, sondern auch im Bereich des Sozialen.⁷⁴ Auch hier geht es um Variationen. Auch hier wird einerseits nach Neuerung gestrebt, andererseits bedarf es gerade im gesellschaftlichen Miteinander der erkennbaren Wiederholung, um überhaupt ein sinnvolles Gemeinwesen zu etablieren. Insbesondere für Fragen der Handlungsfähigkeit wurde das bereits diskutiert: Hier geht es jeweils um Erwartungen, die zukünftige Ereignisse betreffen und die auf Erfahrungen wiederholter und wiederholbarer früherer Vorkommnisse basieren. Planung und Prognose sind wichtig, und das gilt auf individueller Ebene wie auch innerhalb einer Gemeinschaft.

Besonders klar tritt die Bedeutung erkennbarer Wiederholungen bei solchen gesellschaftlichen Institutionen hervor, die mit Arbeit, Verwaltung und Recht zu tun haben. Öffnungszeiten von Geschäften und Behörden folgen festen Rhythmen,

⁷³ Zum Variationsbegriff im Kontext von Erfahrungen vergleiche Dewey 1958 [1925], insbesondere S. 212–213 und 281.

⁷⁴ Vergleiche, wie schon erwähnt, Koselleck 2006.

Rechtssicherheit bedeutet nichts anderes als eine stabile Prognostizierbarkeit von Handlungskonsequenzen. Auf der stabilen Abfolge von Ereignissen basieren auch die Fahrpläne im öffentlichen Verkehr, Sonntagsfahrverbote für Lastkraftwagen, die Mitgliederversammlungen von Parteien, das Training im Sportverein, die Festivitäten religiöser Gemeinschaften und so weiter.

Auch Sprache und Kommunikation basieren, wie bereits angedeutet, auf Wiederholung. Für Alltagssprachen wie für formale Sprachen gilt: Wörter oder Zeichen müssen wiedererkennbar sein. Sprachhandlungen müssen, wie alle Handlungen, bis zu einem gewissen Grade plan- und prognostizierbar sein. Dementsprechend lassen sich Sprachen, zumindest auf pragmatischer Ebene, auch nicht einfach von heute auf morgen ändern. Direkte Eingriffe sind am ehesten noch auf der semantischen Ebene möglich, indem beispielsweise der Duden einen neuen Begriff einführt oder der Zeitungsverlag eine bestimmte Wortwahl fordert. Andererseits bleiben Redeweisen wie etwa „zwischen den Jahren“ pragmatisch bestehen, auch wenn viele Menschen vermutlich nicht genau wissen, inwiefern sich diese Redeweise auf die gregorianische Kalenderreform bezieht beziehungsweise den Unterschied zwischen Sonnen- und Mondkalender. Oder ähnlich der Begriff *noon* im Englischen: Wer ist sich schon dessen bewusst, dass hier – aufgrund von mittelalterlichen Verschiebungen zwischen Tages- und Gebetszeiten – der Mittag mit der *neunten Stunde* (*nona hora*) identifiziert wird, obwohl diese doch klarerweise in den mittleren Nachmittag fallen müsste?⁷⁵

Um aber den Bogen wieder dahin zu spannen, dass neben der Wiederholung auch Neuerung wichtig ist: Die rhetorische Überzeugungskraft einer Sprecherin ist in der Regel dann besonders groß, wenn es ihr gelingt, wiederholbare und wohlbekannte Sprachelemente in einen neuen Kontext einzubringen, und sie somit dem Zuhörer etwas Einmaliges und Neues vergegenwärtigt, was dieser direkt einordnen kann. Auch hier gilt: Jemand, der zu viel nachplappert, ist ermüdend; jemand, der zu viele Neologismen einführt, ist unverständlich. Stattdessen sind Variationen gefragt.

Ein weiterer prominenter Kontext, bei dem nicht nur auf individueller, sondern gerade auch auf gesellschaftlicher Ebene Wiederholungen eine zentrale Rolle spielen, sind Bräuche oder Rituale. Auch sie etablieren Stabilität und Orientierung,⁷⁶ und auch bei ihnen gleichen sich die einzelnen Wiederholungen nicht völlig. Man mag jedes Jahr an Ostern Eier suchen oder am (lunaren) Neujahr Hong Baos überreichen. Aber es ist doch jedes Mal ein bisschen anders. Wären beispielsweise

⁷⁵ Vergleiche Dohrn-van Rossum 1992, S. 37.

⁷⁶ Vergleiche beispielsweise, mit jeweils sehr unterschiedlicher Akzentsetzung, Demandt 2015, S. 351, Lübke 1991 und Dewey 1958 [1925], S. 210–216.

die Ostereier jedes Jahr am exakt gleichen Ort versteckt, würde das den Spaß beim Suchen wohl erheblich schmälern. Auch hier sind Variationen gefragt.

Im Gegensatz zu der Orientierung, die beispielsweise Öffnungszeiten und Fahrpläne liefern, indem sie bestimmte individuelle Handlungen planbar machen, zielen Rituale vor allem auf die Ebene des (gemeinsamen) Erlebens. Selbstredend spielt auch bei Ritualen eine gewisse Form der Planbarkeit eine Rolle – wir müssen uns zum Beispiel einig sein, *wann* Ostern ist.⁷⁷ Aber die individuelle Orientierungsleistung ergibt sich vor allem darüber, was hier vom Einzelnen *in der Gemeinschaft* erlebt wird.

Auch wenn ein Ritual nicht aus strikt identischen Wiederholungen besteht, so gibt es bei manchen Ritualen dennoch einzelne Bestandteile, die sehr genau eingehalten werden müssen, damit es überhaupt als (geglückte) Durchführung des Rituals gelten kann. In gewisser Weise ließen sich etablierte Gepflogenheiten bereits hierunter fassen. So mag für den einen ein Jahrmarktbesuch „gar kein echter Jahrmarktbesuch“ sein, wenn er oder sie dabei keine Dampfnudel isst. Oder man mag auf formale Elemente verweisen wie etwa den An- und Abpfiff beim Sport: Ohne Anpfiff beginnt das Handballspiel nicht, ohne Abpfiff endet es nicht. Besonders eindrücklich sind solch feste Elemente bei religiösen Ritualen. Hier gibt es ebenfalls klar relevante und irrelevante Handlungsanteile. So ist beispielsweise die Tonlage, in der die Pastorin spricht, und auch die Richtung, aus der das Kleinkind zum Taufbecken getragen wird, irrelevant für das Sakrament der Taufe. Aber wenn die Pastorin nicht bestimmte Worte spricht und bestimmte Handbewegungen vollführt, ist das Kind anschließend schlichtweg nicht getauft.

Rituelle Wiederholungen geben also sowohl den Einzelnen als auch Gemeinschaften Stabilität. Mehr noch: Sie sind gemeinschaftsstiftend. Sie begründen neben Religionsgemeinschaften unter anderem auch politische Gemeinschaften, in denen es beispielsweise in regelmäßigen Abständen öffentliche Feiertage und demokratische Wahlen geben mag. Dabei müssen die Ereignisse, um die es bei der rituellen Wiederholung geht, nicht unbedingt positiv konnotiert sein. Es ist ebenso gemeinschaftsstiftend, an ein Ereignis zu erinnern, von dem gerade *nicht* gewünscht wird, dass es sich wiederholt. Denn auch hier bleibt ja die (Nicht-)Wiederholung der entscheidende Marker – so beispielsweise, wenn eines Krieges oder eines Genozids gedacht wird wie etwa beim *Remembrance Day* und *Yom HaShoah*.⁷⁸

77 Dieses Beispiel ist bewusst gewählt, stellte doch die Bestimmung des Ostertermins ein delikates Zusammenspiel aus religiösen und zeitrechnerischen Überlegungen dar, der sogar eine eigene Literaturgattung, der *Computus*, gewidmet war (vergleiche Dohrn-van Rossum 1992, S. 45–48).

78 Zu Fragen des Erinnerns und des kulturellen Gedächtnisses vergleiche insbesondere Ricœur 2004 [2003].

Wichtig ist in diesem Fall auch, klar zu trennen zwischen dem Ereignis, an das erinnert wird, und der Erinnerungskultur selbst. Denn die jährlichen Wiederholungen, sprich die Variationen, betreffen das Erinnerungsritual, nicht das Ereignis, das sie ausgelöst hat. Für das Erinnerungsritual selbst ist in der Regel nicht einmal entscheidend, wann es das erste Mal durchgeführt wurde und dass die einzelnen Wiederholungen sich genau auf dieses erste Mal beziehen. Wichtig ist es, am *Remembrance Day* und an *Yom HaShoah* der Opfer des Ersten Weltkrieges beziehungsweise des Holocaust zu gedenken. Wann aber der *Remembrance Day* oder *Yom HaShoah* erstmals begangen wurden, ist vergleichsweise unwichtig.⁷⁹

Diese und ähnliche Überlegungen legen es nahe, den Begriff der Variation nichthierarchisch zu verstehen. Es geht nicht darum zu behaupten, es gebe jeweils das *eigentliche* Thema auf der einen Seite und die *bloße* Variation auf der anderen. Vergleiche hierzu auch den Fall der Musik: Selbst wenn bei einer Sonate von einer *Exposition*, einer *Durchführung* und einer *Reprise* gesprochen wird, so wäre es doch eigentümlich zu behaupten, bei der Exposition handle es sich um das *eigentliche* Thema, während alles andere lediglich Variationen seien. Letztlich sind alles Variationen eines Themas, und es gibt quasi nur Variationen von Variationen.⁸⁰

Anders formuliert: In der Regel gibt es kein klar identifizierbares *Ur-Ereignis*, auf das sich die anderen Ereignisse gleichsam definitorisch als dessen Wiederholung beziehen lassen. Ein solcher Bezug ist lediglich in einzelnen und spezifischen Kontexten von Belang – insbesondere bei religiösen Festivitäten, die dann beispielsweise auf die Geburt Buddhas oder Jesu Bezug nehmen.⁸¹ Im Zuge der hier vorgelegten philosophisch-deskriptiven Untersuchung sind derartige Ur-Ereignisse hingegen nicht von zentraler Bedeutung. Wir haben es, wie man es nennen könnte, nicht mit *verankerten*, sondern mit *freien* Variationen zu tun. Man mag es mit Nelson Goodman vielleicht sogar zuspitzen auf die Formulierung: „[T]he search for a universal or necessary beginning is best left for theology.“⁸² Gleichermassen gibt es auch kein *Ziel-Ereignis*, mit dem die Variationen zu einem Abschluss kämen. Die

79 Und insofern beispielsweise der *Remembrance Day* auch eine zukunftsbezogene, warnende Dimension hat, so richtet sich diese gegen Krieg im Allgemeinen und nicht etwa, was unsinnig wäre, gegen die konkrete Möglichkeit eines zweiten Ersten Weltkriegs.

80 Vergleiche Goodman 1978, S. 1–7, sowie Sieroka 2010a, S. 11–14.

81 Eine solche Bezugnahme in einem religiösen Kontext birgt oftmals eine zusätzliche Schwierigkeit, indem sie sich auf Jahrestage einer eschatologischen Chronik bezieht. So wird im christlichen Kirchenjahr nicht nur die Geburt, sondern auch der Tod und die Auferstehung Jesu verortet. Das heißt, es bedarf eines alljährlichen „Zeitsprungs“, ähnlich dem Überschreiten der Datumsgrenze bei einer Reise um die Erde. Im christlichen Kontext passiert dieser Sprung zwischen Himmelfahrt und Advent.

82 Goodman 1978, S. 7.

anhaltende Möglichkeit der variierenden Fortführung ist gerade im Kontext von Erfahrungen besonders wichtig und wird uns noch ausgiebig beschäftigen.

4.3 Uhrzeigersinn, Lebenssinn und historische Wechselverhältnisse

Allgemein geht es beim Zusammenspiel von Wiederholung und Neuerung also darum, Orientierung und auch neue Kontraste zu bieten. Erst durch dieses Zusammenspiel, also durch die Variation, entsteht eine fortlaufende Ordnung, die zu orientieren vermag, ohne zu ermüden. Erst durch dieses Zusammenspiel entsteht so etwas wie Sinn. Weder eine Kette immer neuer und unverbundener einmaliger Ereignisse noch eine auf Dauer gestellte Wiederholung des immer Gleichen kann hier das allein relevante Deutungsobjekt sein.

Aus ähnlichen Überlegungen heraus war bereits im Auftakt-Kapitel auf methodischer Ebene von *strukturellen Analogien* die Rede. Denn auch Analogien sind Verbindungen von Wiederholung und Neuerung, mit denen Sinn generiert werden kann. Ein noch unbekannter Phänomenbereich wird dadurch erschlossen, dass Bezüge zu bekannten Strukturen aus einem anderen Bereich probeweise hergestellt werden und damit hoffentlich ein fruchtbares Wechselverhältnis entsteht, das das Verständnis beider Phänomenbereiche vertieft.⁸³ Analogien fungieren also als methodisches Pendant zu den Variationen, um die es hier beim Zeitbegriff auf inhaltlicher Ebene geht.

Wie eng die Vorstellungen von Variation und Sinngenerierung mit dem Verständnis von Zeit verbunden sind, belegt sehr schön das Wort „Uhrzeigersinn“. Es verweist auf den Zeiger einer Uhr, der in einer bestimmten Richtung immer weiter über die immer gleichen Ziffern des Zifferblatts streicht: eine Kombination also aus ungebremstem Fortschreiten und anhaltender Wiederkehr. Zudem wird diese Kombination im Deutschen explizit mit dem Wort „Sinn“ belegt, denn die Bewegung des Zeigers gibt eben eine Richtung vor, bietet uns gleichsam eine *U(h)rerfahrung* von Orientierung.⁸⁴

⁸³ Vergleiche neben der bereits erwähnten interaktiven Metapherntheorie in Black 1962 und Hesse 1963 auch die Bemerkungen zu Analogie und wissenschaftlicher Modellbildung in Zill 2008.

⁸⁴ Dies ist bei einer Uhr anders als etwa bei einem Gewinde. Dort spricht man zwar auch von einer Orientierung, nämlich einem Links- und Rechtsgewinde, allerdings handelt es sich hier um eine andere, schwächere, Wortverwendung. Denn ein Gewinde lässt sich typischerweise in beide Richtungen drehen, wohingegen Stunden- und Minutenzeiger sich immer *im Uhrzeigersinn* drehen, nicht gegen ihn.

So nimmt es auch nicht Wunder, dass sich entlang des Zeitbegriffs – und genauer entlang des Zusammenspiels oder Wechselverhältnisses von Wiederholung und Neuerung – wohl eine ganze Philosophiegeschichte entwickeln ließe. Bereits das älteste Konzept, das uns innerhalb der abendländischen Philosophie im Kontext eines Textfragments von Anaximander überliefert ist, behandelt eine Art fortwährender Neuerung, aus der alles entsteht. Das *Unerschöpfliche* (*a-peiron* – *ἄπειρον*) ist etwas, das den Horizont des uns Bekannten übersteigt. Es liegt nicht im Bereich des uns empirisch bereits Bekannten (quasi der *em-peiria*), sondern ist (noch) unbestimmt, ist uns aber dennoch zumindest schrittweise zugänglich.⁸⁵ Die Möglichkeit, nach Neuem zu streben und neue Kontraste zu erleben, steht also quasi am Anfang zumindest der abendländischen Philosophie.

Nun sind aber die Konnotationen bei Anaximander, wenn es um dieses *Unerschöpfliche* geht, primär räumliche, keine zeitlichen. Allerdings tritt auch die Zeit bei Anaximander im Kontext des gleichen Textfragments auf. Es wird nämlich behauptet, alles verlief „gemäß der Ordnung der Zeit“.⁸⁶ Dabei ist mit dieser Ordnung vor allem eine der Wiederholung und des Ausgleichs gemeint.⁸⁷ Die allgemeine Zeitordnung ist gleichsam die stabile Rechtsordnung im Hintergrund. Alles läuft nach wiederkehrenden zeitlichen Mustern ab und gelangt immer wieder ins Gleichgewicht oder strebt diesem zumindest immer wieder zu. Gleichheit beziehungsweise Gleichmaß, so lässt sich vermuten, ist überhaupt ein wichtiger Beweggrund auch für die Anfänge von Zeitmessungen. So wurden Wasseruhren bereits im Alten Ägypten bei Gericht verwendet, um für gleich lange Redezeiten und somit für gerechte Rahmenbedingungen zu sorgen. Und auch die nachfolgende Entwicklung des Uhrenbaus ist ja, wie bereits diskutiert, eine Suche nach dem größtmöglichen Gleichmaß zwischen physikalischen Abläufen.⁸⁸

Kurz nach Anaximander benennt Heraklit nicht die Ordnung und das Streben nach Ausgleich, sondern genau die Gegensätzlichkeiten und den Streit als Quelle von allem.⁸⁹ Die gesamte Wirklichkeit bedürfe, um überhaupt existieren zu können,

⁸⁵ Vergleiche Sieroka 2017a und Sieroka 2019.

⁸⁶ Vergleiche DK 12 A 9, B 1 (*κατὰ τὴν τοῦ χρόνου τάξιν*). Fragmente und Testimonien frühgriechischer Philosophen werden hier und im Folgenden nach der üblichen Nomenklatur und Zählung gemäß Diels und Kranz 1951–1952 (= DK) zitiert.

⁸⁷ Vom griechischen Wort *taxis* (τάξις), das Anaximander hier verwendet und das „Ordnung“ bedeutet, leitet sich unter anderem auch das lateinische Wort *tactus* ab – und damit der „Takt“ und die „Taktung“, die ab dem nächsten Kapitel ausführlich diskutiert werden.

⁸⁸ Vergleiche auch Janich 2015, S. 47–50.

⁸⁹ Vergleiche DK 22 B 80.

des Wandels; ohne dauernde Veränderung gäbe es nur leblose Gleichförmigkeit.⁹⁰ Oder anders: Ohne Neuerung gäbe es nur Ermüdung.

Auch wenn sich zwischen Anaximander und Heraklit somit relative Gewichtungen verschieben, so bleibt doch bei beiden das Wechselverhältnis von Wiederholung und Neuerung (in Form von Unerschöpflichkeit, Ausgleich und Streit) das Leitmotiv, um die Wirklichkeit in ihrer zeitlichen Strukturiertheit zu verstehen. Diese Motivlage, bei der immer schon eine normative Saite mitschwingt, ließe sich nun, wie erwähnt, über diese beiden frühgriechischen Philosophen hinaus weiterverfolgen durch die gesamte Geschichte der Philosophie. Da das allerdings hier nicht geleistet werden kann, mögen als Ergänzung ein paar wenige Hinweise zur neuzeitlichen Philosophie genügen.

So betont beispielsweise Schelling die Rolle der Wiederholung und des Rhythmus von Ereignissen, wenn es darum geht, überhaupt so etwas wie Bedeutung zu generieren.⁹¹ Auch mag man an dieser Stelle an Martin Heidegger denken, der das Wesen und den *Sinn* des menschlichen Daseins darin ausmacht, wie dieses auf Zukünftiges hin ausgerichtet ist. Bei Heidegger ist dann in düster-gravitätischer Weise von einem „Sein zum Tode“ die Rede oder einem „Vorlaufen“, das den eigenen Tod erschließt, der seinerseits wiederum eine spezielle Kombination darstellt aus etwas, das sich allgemein wiederholt (nämlich der Tod der anderen), und etwas, das für den Einzelnen neu und einmalig ist.⁹²

Immer wieder, wenn Fragen behandelt werden nach der Zeit und danach, wie sich ein individuelles Leben oder auch eine Gesellschaft „sinnvoll“ ausbilden können, wird das Zusammenspiel von Wiederholung und Neuerung thematisiert. Und ein wichtiger Teil der Antwort lautet, salopp gesagt, weder in stumpfer Wiederholung zu stagnieren noch sich in einem puren Aktionismus zu verlieren. Richard Rorty – um abschließend noch ein Beispiel zu nennen, das etwas aktueller ist –

⁹⁰ In diesem Sinne ist auch die berühmte Flussmetapher aus DK 22 B 12 zu verstehen: „Denen, die in dieselben Flüsse hineinsteigen, strömen andere und immer wieder andere Gewässer zu.“

⁹¹ Vergleiche etwa Schelling 1985 [1802–1803], § 79 (= GW I/5, 493): „Allgemein nun angesehen ist Rhythmus überhaupt Verwandlung der an sich bedeutungslosen Succession in eine bedeutende. Die Succession rein als solche hat den Charakter der Zufälligkeit. Verwandlung des Zufälligen der Succession in Nothwendigkeit = Rhythmus, wodurch das Ganze nicht mehr der Zeit unterworfen ist, sondern sie *in sich selbst* hat.“

⁹² Vergleiche Heidegger 1993 [1927], §§ 51–53. Nun mag man aber – kontra Heidegger, aber mit beispielsweise Birnbacher 2017, S. 127–134 – bezweifeln, dass Lebenssinn und -führung gesamthaft nur im Bewusstsein von Endlichkeit entstehen. Entgegen dieser Position, die letztlich den Tod zum Ziel des Lebens erklärt, mag das Sterben über den Ermüdungsbegriff charakterisiert werden und darüber, wie es zu immer weniger Neuerungen kommt, bis diese schließlich völlig und dauerhaft ausbleiben. Vergleiche auch Sieroka 2017b.

verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff der Ironie, die einen Mittelweg zwischen übertriebener Sicherheit und akademischer Skepsis sucht.⁹³

Nun sind Begriffe wie *Ironie*, *Sein zum Tode* und *das Unerschöpfliche* sehr voraussetzungsreich. Sie setzen diverse Vorstellungen über Kommunikation und Handlungsabläufe auf kognitiv und gesellschaftlich hoher und komplexer Ebene voraus. Das war zum Zweck der Motivation, um den es mir bisher ging, angemessen. Denn bis hierher sollte lediglich aufgezeigt werden, *dass* das Zusammenspiel von Wiederholung und Neuerung zentral ist, um allgemein Orientierung und Bedeutung in unterschiedlichsten Kontexten zu genießen. Um aber genauer zu explizieren, *wie* dieses Wechselverhältnis funktioniert, ist es sinnvoll, auf weniger voraussetzungsreiche und komplexe Zusammenhänge zurückzugreifen.

Dabei soll es im Folgenden auch nicht vornehmlich um semantische oder sprachphilosophische Untersuchungen gehen. Wenn hier also von „Bedeutung“ die Rede ist, so ist das nicht beschränkt auf die Semantik zu verstehen, sondern eher ähnlich breit wie die Redeweise von Orientierung; wobei beides an den bereits diskutierten Erfahrungsbegriff anknüpft.⁹⁴ Anders ausgedrückt: Selbst wenn Sprache – oder genauer Kommunikation – einen wichtigen Beitrag dazu leistet, wie wir Wirklichkeit erfahren, bedeutet das nicht, dass Philosophie ausschließlich Analyse des Sprachgebrauchs ist; zumal Sprache nicht nur durch prosaische Dimensionen des Lebens geprägt wird, derer sich die analytisch Forschenden annehmen, sondern auch durch kreativ-spielerische (*poetische*) Kräfte.⁹⁵ Dementsprechend wird in den folgenden Kapiteln weniger die Sprache, sondern werden vielmehr Klänge und wird das Hören dazu dienen, exemplarisch einiges über den Zeitbegriff und über Variationen herauszuarbeiten. Als erste Vorarbeit hierzu erfolgt zum Abschluss dieses Kapitels eine kurze Einordnung, die sich bereits der akustisch konnotierten Redeweise von hohen und niedrigen Frequenzen bedient, um nochmals einige der bereits genannten Problematiken und auch weitere aktuelle gesellschaftliche Fragestellungen kritisch anklingen zu lassen.

4.4 Das Nieder- und das Hochfrequente

Kommen wir zunächst zurück zu der Frage, warum vergegenständlichende Redeweisen über Zeit so prominent sind und es häufig zu Fehlschlüssen deplatzierte Konkretheit kommt. Der offenkundige Grund dafür ist die Hoffnung auf Stabilität

⁹³ Vergleiche Rorty 1989. Auf den Begriff der Ironie wird in Kapitel 9 noch zurückzukommen sein.

⁹⁴ Vergleiche hierzu Liptow 2017, S. 83 und 93.

⁹⁵ Vergleiche hierzu auch Dewey 1958 [1925], S. 92–93.

und Orientierung, die sich vermeintlich in der Dauerhaftigkeit des Stillstands finden lassen oder der perfekten, immer gleichen Wiederholung. Nun wurde aber bereits diskutiert, dass ewige Wiederkehr insbesondere zu Ermüdung und Absterben führt – so wie auch der Stillstand kein lebendiger Zustand ist.

Entsprechend ist Unveränderlichkeit generell nicht attraktiv, weil mit ihr alles an Wert und Bedeutung verlieren würde. Wären etwa unsere Handlungsmöglichkeiten immer gleich und unser Leben unendlich lang, so könnte ich alles, was ich einmal tun möchte, auch an einem anderen Tag machen. Ich hätte gleichsam keinen Grund mehr, morgens überhaupt noch aufzustehen. Alles verlöre seine Bedeutung, seinen orientierenden Sinn. In dieser Weise gleicht ein ewiges Leben einer Existenz in einer (sinnlosen) Welt, in der sich nichts verändert und die nicht erstrebenswert wäre.⁹⁶

Das bedeutet im Umkehrschluss: Um so etwas wie eine *lebendige Stabilität* zu erhalten, bedarf es nicht der strikten Unveränderlichkeit, sondern der langsamen Veränderung. Um eine bedeutungsvolle Orientierung zu schaffen, darf sich *ruhig* etwas ändern, nur eben nicht zu vieles zu schnell.

Die sonore Stimme eines Gutenachtgeschichtenerzählers mag dies verdeutlichen. Hier sind es die langsamen Veränderungen in Form der niedrigen Sprechfrequenzen, die mit einem Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit verbunden sind. Aber nicht nur bei hörbaren Frequenzen zeigen sich derartige Effekte, sondern auch bei den Frequenzen (zeitlichen Taktungen) vieler anderer Alltagsphänomene. Auch hier sind es in der Regel die langsamen Veränderungen, die stabilisierend und orientierend wirken, nicht die schnellen und auch nicht die (vermeintlichen) Unveränderlichkeiten, die eben komplett aus der Zeit zu fallen scheinen. Beispielsweise wurden Teile dieses Textes mit Ausblick auf die Weser geschrieben, wo die Bewegungen und Geräuschkulisse der Güterschifffahrt – im Gegensatz zu den sehr viel höheren Frequenzen im Straßenverkehr – ebenfalls etwas vergleichsweise Beruhigendes und Orientierendes vermitteln. Noch stärker ist dieser Eindruck, wenn sich die Aufmerksamkeit – statt auf die Schiffe – auf den Wasserstand richtet, der sich aufgrund der Gezeiten zweimal am Tag hebt und senkt. Und nochmals niederfrequenterer und besinnlicher geht es zu, wenn man über mehrere Tage hinweg den Unterschied im Tidenhub zwischen Springflut und Nippflut bemerkt.

Dass es das Niederfrequente ist, das Orientierung verleiht, und nicht das Unveränderliche, ist auch deshalb plausibel, weil menschliche Unternehmungen in der Regel gar nicht auf Zeitlosigkeit abzielen. Sie hängen mit Erfahrung zusammen und

⁹⁶ Vergleiche Dewey 1958 [1925], S. 90: „A world that consisted entirely of stable objects directly presented and possessed would have no esthetic qualities; it would just be, and would lack power to satisfy and to inspire. [...] Festal celebration and consummatory delights belong only in a world that knows risks and hardship.“

sind genuin zeitbehaftet.⁹⁷ Und wenn sie doch einmal zeitlos anmuten, dann liegt es eben daran, dass sie extrem niederfrequent sind. Am Gebäude auf der anderen Weserseite mag ich auch während mehrerer Wochen keine Veränderung wahrnehmen. Doch selbst wenn das Gebäude *für mich* nicht zur niederfrequenten Orientierung taugt, so geht auch an ihm „die Zeit nicht spurlos vorbei“.

Ein weiterer Parafall für solch unterschiedliche Frequenzen und vermeintliche Zeitlosigkeiten sind die Ansprüche, die wir an bestimmte Kulturunternehmungen stellen. So sind beispielsweise die Veränderungen in den Ansprüchen, die wir an die Mathematik stellen, extrem niederfrequent im Vergleich etwa zu denjenigen, die wir an die Biologie oder gar die Politik stellen. Die Biologie hat sich in den vergangenen Jahrhunderten grundlegend aus- und umgestaltet, und auch politische Anforderungen an Staatsform und Sozialstaatlichkeit haben sich in dieser Zeit stark gewandelt. Im Vergleich dazu haben sich bestimmte Anforderungen an Kohärenz und Widerspruchsfreiheit, die für die Mathematik grundlegend sind, über die vergangenen Jahrhunderte und gar Jahrtausende kaum gewandelt. Und genau das mag den Eindruck erwecken, die Mathematik sei selbst eine zeitlose Disziplin.

Tatsächlich wäre es eher mühsam, die Zeitbehaftetheit des Niederfrequenten – die eben auch für die Mathematik gilt – unentwegt explizit mitzudenken und zu formulieren. Um uns zu orientieren und unsere Beschreibungen und Begriffe möglichst einfach zu gestalten, behandeln wir dementsprechend (nicht nur mathematische) Aussagen immer wieder so, *als ob* sie ewige Gültigkeit hätten.⁹⁸ Das ändert allerdings nichts am Gangunterschied, der eben beispielsweise die Mathematik von Erfahrungskontexten trennt, die mit Politik, Medizin oder Ingenieurskunst zu tun haben und die in diesem Sinne deutlich *hochfrequent* ihre Ansprüche und Anforderungen wandeln.

So wie niederfrequente Prozesse solche sind, die primär für Orientierung und Halt sorgen, sind es die hochfrequenten, die primär unseren Bedarf nach Neuerung bedienen und gegebenenfalls auch unseren Puls in die Höhe schnellen lassen. Um schon das Thema des nächsten Abschnitts anklingen zu lassen, könnte man davon sprechen, dass wir immer noch eine weitere Obertonschwingung hinzunehmen. Wir setzen „immer noch einen obendrauf“, um neue und in diesem Sinne

97 In diesem Sinne niederfrequent und orientierend ist beispielsweise auch die Einteilung der Geschichte in Epochen und Perioden (vergleiche Demandt 2015, S. 430–464); oder man denke, etwas spezifischer, an die *longue durée* als Ebene gleichsam niederfrequenter historischer Grundstrukturen, der die Ebene der hochfrequenten Ereignisgeschichte gegenübersteht (vergleiche Braudel 1992 [1956]); oder man vergleiche – um auch ein innerphilosophisches Beispiel zu geben – die Entwicklung des Weltgeistes bei Hegel 1987 [1807].

98 Vergleiche hierzu – inklusive der Anklänge an Kant und Vaihinger (*Die Philosophie des Als Ob*) – Blumenberg 1986, passim.

schnellere Möglichkeiten zu generieren. Das ist vor dem Hintergrund einer Kontraststeigerung beziehungsweise neuer Kontraste durchaus sinnvoll, trifft aber auch auf Grenzen. Das zeigt sich insbesondere darin, dass sich Menschen darüber beschweren, alles werde immer schneller, was eben als ein „es gibt immer höherfrequente Prozesse“ interpretiert werden sollte. So ergeben sich viele neue und zusätzliche Möglichkeiten, wenn beispielsweise Botschaften nicht mehr per Bote oder Brieftaube versendet werden, und auch nicht mehr per Schiff oder Kutsche, sondern elektronisch. Es etablieren sich somit jeweils höherfrequente Prozesse und, statt beispielsweise noch eine E-Mail, geschweige denn einen Brief zu schreiben, verwenden wir lieber einen Messenger-Dienst, weil dies hoffentlich dazu führt, dass im Gegenzug auch der Adressat uns schneller antwortet.

Wir dehnen unseren Erfahrungs- und Wirkungsbereich also gleichsam über einen immer größeren Frequenzbereich aus. Und das gilt nicht nur am hochfrequenten Ende im Zusammenhang mit neuen Medien, Nanosekunden-Finanzgeschäften oder allgemein der sogenannten Digitalisierung. Auch am anderen Ende des Frequenzspektrums erschließen wir uns neue Zeitskalen, mit denen wir jeweils lernen müssen umzugehen. Selbstverständlich zeitigten auch schon früher bestimmte menschliche Handlungen langanhaltende Wirkungen. Aber diese erstreckten sich womöglich über einige Generationen, nicht aber über die gleichen Zeitspannen, die heute virulent sind, wenn es etwa um den Klimawandel geht und um Endlagerstätten für radioaktiven Müll.⁹⁹ Hier hat unser Handeln eine neue zeitliche Eindringtiefe erreicht, die Hunderttausende von Jahren weit reicht und die nicht den beruhigenden Charakter eines langsam fahrenden Schiffs oder einer sonoren Stimme hat. Die niedrigen Frequenzen, die neu hinzukommen, können durchaus etwas Beunruhigendes haben, auch wenn selbstredend der orientierende Charakter erhalten bleibt. Nur wäre es wohl zynisch zu sagen, der radioaktive Abfall gebe uns in seiner Dauerhaftigkeit Halt. Zutreffend bleibt aber, dass das Langanhaltende eben auch langanhaltend unsere Handlungen prägt.

Insgesamt erweitern wir also gleichsam das Frequenzspektrum unserer Erfahrung. Neue Kontraste und Kontraststeigerungen entstehen gerade dadurch, dass wir uns neue Zeitskalen erschließen.¹⁰⁰ Und dieser Prozess ist manchmal schmerzhaft, weil die neuen Taktungen eben außerhalb dessen liegen, was uns bereits vertraut ist.

⁹⁹ Das wichtige Schlagwort hier lautet *deep time*. Vergleiche Hanusch 2023 – auch zur Idee eines „Chronopolitismus“, der auf einem Prinzip zeitlicher Invarianz basieren und den Kosmopolitismus der Vereinten Nationen ergänzen solle.

¹⁰⁰ Vergleiche Baier 1990, demzufolge die Herrschaft über Zeit beziehungsweise über „die Zukunft“ das vornehmliche Expansionsziel vieler moderner westlicher Staaten sei, nachdem andere Formen der Expansion (insbesondere eine territoriale) sich als nicht mehr angemessen oder als unmöglich erwiesen.